

Süddeutsche Zeitung / 26.04.2024

„Ich fühlte mich wie ein hässliches Entlein“

Dagmar Berghoff, die erste Frau bei der „Tagesschau“, über ihr Aufwachsen in Armut, Übergriffe durch Kollegen und darüber, wie sie nach dem Tod ihres Mannes den Lebensmut verlor.

Interview: Kerstin Bund

Die einstige „Miss Tagesschau“ empfängt im zweiten Stock eines Klinikbaus in Hamburg-Winterhude: drei Zimmer, Küche, Bad. Vor dem Panoramafenster erstreckt sich ein Alsterkanal, die Bäume leuchten frühlingsgrün. Die 81-Jährige sieht aus, als sei sie auf dem Sprung ins Fernsehstudio: sorgfältig geschminkt, elegant gekleidet. Berghoff serviert Kaffee und Kekse und nimmt dann auf dem roten Polstersofa Platz. In der Ecke steht ein Fernseher, auf dem sie noch immer fast jeden Abend die „Tagesschau“ verfolgt – am liebsten dann, wenn Susanne Daubner ansagt.

SZ: Frau Berghoff, reden wir über Geld. Wie viel verdient man eigentlich als „Tagesschau“-Sprecherin?

Dagmar Berghoff: Ich war bei der Tagesschau ja freiberuflich tätig und nicht fest angestellt. Für eine 20-Uhr-Sendung bekam man damals rund 350 D-Mark.

Nicht gerade viel.

Nein, aber man profitiert natürlich von einem hohen Bekanntheitsgrad. Ich habe ja auch das „ARD-Wunschkonzert“ oder die „NDR-Talk-Show“ moderiert, Galas im Fernsehen und Veranstaltungen für Unternehmen. Das war lukrativer.

Wie viel kam denn da zusammen?

In einem Jahr, ich meine, es war 1984, habe ich 240 000 D-Mark verdient. Darauf war ich irre stolz. So viel habe ich davor und danach nie wieder verdient.

Ihre Eltern stammen aus wohlhabenden Familien. Ihre eigene Kindheit hingegen beschrieben Sie mal als ärmlich.

Meine Mutter stammte aus einer Arztfamilie, mein Vater gehörte zur Jeunesse dorée, in seiner Jugend schwelgte er im Luxus. Mein Großvater väterlicherseits war ein hohes Tier bei der Marine, meine Großmutter war die Tochter eines Industriellen. Mein Vater sollte die beiden Fabriken für Seezubehör erben, eine in Hamburg, die andere in Berlin, doch beide wurden im Krieg völlig zerstört. Nach dem Krieg hatte mein Vater nichts mehr, gar nichts. Er hielt uns über Wasser, indem er Dosendeckel verkaufte.

Wie erlebten Sie diese Not?

Ich wuchs in einer Baracke in Ahrensburg nördlich von Hamburg auf. Ich erinnere mich, dass es jeden Tag Steckrüben zu essen gab: als Suppe, in der Pfanne gebraten, als Brotaufstrich. Immerzu Steckrüben.

Sie wurden 1943 inmitten der Kriegswirren in Berlin geboren, wuchsen aber zu-

nächst bei Ihrer Tante in Nürnberg auf. Wie kam das?

Meine Eltern flüchteten mit meinem jüngeren Bruder aus Berlin nach Frankfurt an der Oder. Als ich ein Jahr alt war, brachten sie mich zu meiner Tante nach Nürnberg. Erst als ich vier war, kam ich zu meinen Eltern zurück.

Wieso gaben Ihre Eltern Sie weg?

Das weiß ich nicht. Aber ich merkte früh, dass meine Mutter mich ablehnte. Sie war der Meinung, dass ich bei der Geburt vertauscht worden war. Das redete sie auch meinem Vater ein.

Wieso dachte Ihre Mutter das?

Tja, ich war eben nicht perfekt. Ich war ein dickes, nicht besonders hübsches Baby, und von Geburt an fehlen mir zwei Finger an der linken Hand. Meine Mutter war eine bildhübsche Frau, auch mein Vater sah sehr gut aus. Sie waren so ein Paar, nach dem man sich umdrehte. Da erwarteten sie wohl ein perfektes Baby.

Sie fühlten sich als Kind ungeliebt?

Ich erinnere mich, wie ich einmal, ich war vielleicht fünf, bei meiner Mutter hinten auf dem Fahrrad saß. Wir stürzten und ich schlug mir die Beine auf. Meine Mutter kümmerte sich nicht um mich und meine blutenden Knie, sie weinte nur um ihre zerrissenen Nylonstrümpfe. Gut, diese Strümpfe waren damals irrsinnig teuer.

Das klingt kaltherzig.

Meine Mutter war manisch-depressiv. Sie

war deswegen immer wieder im Krankenhaus. Als ich sieben war, mein Bruder war sechs, hat sie sich das Leben genommen. Sie warf sich vor einen Zug.

Das ist schlimm. Wie ging es dann weiter?

Mein Vater war fünf Jahre lang alleinerziehend, bevor er meine Stiefmutter kennenlernte. Er arbeitete damals in Wilhelmsburg und war unter der Woche meistens weg. Eine Frau, die wir Tante Grethe nannten, passte in dieser Zeit auf uns auf. Sie war eine ganz liebe Frau, die uns bekochte. Wir tanzten ihr völlig auf dem Kopf herum. Als Kind fühlte ich mich sehr allein.

Als „Miss Tagesschau“ wurden Sie später zu einer stets perfekt gestylten Stilikone. Hatten Sie schon als Kind dieses Selbstbewusstsein?

Im Gegenteil, ich war ein extrem schüchterner Teenager! Ich wollte so gern einen Zopf tragen, aber ich hatte ganz dünne Haare, und die fielen mir auch noch aus. Mein Vater schickte mich deshalb zur Bestrahlung,

das rechne ich ihm hoch an. Außerdem musste ich als Kind diese klobigen Gesund-

heitsstiefel tragen, weil ich mit den Fußgelenken immer umknickte. Und ich hatte wegen meiner schiefen Zähne eine Zahnsperre. Ich fühlte mich wie ein hässliches Entlein. Auf dem Mädchengymnasium haben wir einmal abgestimmt, wer die Hübste in der Klasse ist, und da wurde ich gewählt, ausgerechnet. Ich dachte, die wollen mich veräppeln.

Sie wussten früh, dass Sie Schauspielerin werden wollen. Woher kam dieser Wunsch?

Es war, wenn man jetzt psychologisieren will, die Sehnsucht, meinem Leben zu entfliehen, in andere Rollen zu schlüpfen. Schon mit neun Jahren habe ich gegen zehn Pfennig Eintritt selbstverfasste Stücke aufgeführt.

Nach dem Abitur besuchten Sie die staatliche Schauspielschule in Hamburg. Ihr Vater war strikt dagegen.

Der wollte, dass ich Chefsekretärin werde. Also habe ich mich heimlich beworben. Ich gab mir einen einzigen Versuch. Zum Glück wurde ich auf Anhieb genommen.

Wovon haben Sie in dieser Zeit gelebt?

Ich habe in einem Haus mit ganz lieben Vermietern gewohnt. Ich musste keine Miete zahlen, aber einmal in der Woche bei der Familie putzen. Nebenbei jobbte ich als Abwäscherin im Altonaer Bahnhof und in einer Käsefabrik, tagsüber trug ich die Post aus, nachts kellnerte ich.

Das klingt anstrengend.

Ich wusste aus der Kindheit, wie es ist, mit wenig Geld auszukommen. Einmal hatte ich noch 3,40 Mark und musste mich entscheiden: Kaufe ich mir was zu essen oder ein Heft und ein paar Stifte, weil ich zu dieser Zeit so gerne malte? Ich entschied mich für die Stifte. Im zweiten Jahr auf der Schauspielschule bekam ich dann ein Stipendium. 300 Mark im Monat. Von da an ging es besser.

Nach der Ausbildung arbeiteten Sie zunächst als Funksprecherin und Fernsehansagerin beim damaligen Südwest-

funk in Baden-Baden. 1975 gingen Sie zurück nach Hamburg. Dort kam bald ein Anruf, der Ihr Leben veränderte.

Eines Morgens, ich moderierte gerade eine Radiosendung im NDR, rief Karl-Heinz Köpcke an, der damalige Chefsprecher der „Tagesschau“. Er sagte: „Sie haben ja eine ganz angenehme Stimme. Sehen Sie denn auch einigermaßen aus?“

Eine unverschämte Frage.

Die „Tagesschau“ war damals eine reine Männerdomäne. Köpcke hatte den Auftrag, eine Frau zu suchen, weil das ZDF mit

Fortsetzung...

..Fortsetzung

Wibke Bruhns bereits eine Nachrichtensprecherin hatte. Dem wollte die ARD nicht nachstehen.

Köpcke selbst wollte gar keine Frau bei der Tagesschau?

Köpcke war damals der Meinung, dass Frauen keine Nachrichten verlesen könnten: Bei traurigen Meldungen würden sie sofort in Tränen ausbrechen, von Wirtschaft hätten sie eh keine Ahnung, und von Sport – um Himmels willen! Sie würden Schalke 08 sagen, ohne es zu merken.

Können Sie sich noch an Ihre allererste Sendung erinnern?

Es war eine 16 Uhr-Tagesschau. Köpcke stand die ganze Zeit neben mir. Ich dachte, das macht der immer so. Später erzählte man mir: „Nein, der war da, damit er einspringen kann, falls du zusammenbrichst.“

Nach kurzer Zeit durften Sie die 20-Uhr-Nachrichten ansagen und wurden Umfragen zufolge die beliebteste deutsche Nachrichtensprecherin. 95 Prozent der Deutschen wussten, wer Sie sind. War das auch eine Bürde?

Ich machte mir selbst den größten Druck, wollte gleich zu Beginn so gut sein wie die Männer, die den Job schon jahrelang machten. Über jeden Versprecher, über jeden Stolperer ärgerte ich mich maßlos. Ich war der Ansicht: Ich muss den Job sehr gut machen, sonst ist er für andere Frauen auf Jahre verloren.

Fühlten Sie sich als eine Vorreiterin der Emanzipation?

Ich war nie eine Feministin, die für die Ziele der Frauen auf die Barrikaden ging. Aber ich wollte anderen Frauen ein Beispiel sein. Diese Vorbildrolle habe ich sehr ernst genommen und versucht, sie mit Disziplin und Perfektion auszufüllen.

Die „Me Too“-Debatte hat ein System sexueller Übergriffe gerade in der Film- und Medienbranche offengelegt. Haben Sie selbst unangenehme Erfahrungen gemacht?

Einmal saß ein berühmter ARD-Korrespondent neben mir und hat mir immerzu über den Rücken gestreichelt und irgend-

wann an meiner BH-Schnalle herumgefummelt.

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe mich lachend weggedreht.

Sie haben ihn nicht in die Schranken gewiesen?

Ich habe versucht, mich mit Charme aus der Situation herauszuwinden. Ich hielt das für die bessere Methode, als vor allen anderen zu sagen: „Na, hören Sie mal!“

Der inzwischen verstorbene Regisseur Dieter Wedel stand im Zentrum der deutschen „Me Too“-Debatte. Schauspielerinnen beschuldigten ihn 2018 im „Zeit-Magazin“, sie in den Achtziger- und Neunzigerjahren bedrängt und in einem Fall zum Sex gezwungen zu haben. Sie waren in den Siebzigerjahren drei Jahre lang mit Wedel liiert.

Ich war nicht dabei, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Dieter Wedel es nötig hatte, eine Frau mit Gewalt ins Bett zu kriegen. Er konnte sich vor Avancen kaum retten. Die Vorwürfe gegen ihn haben ihn schwer beschädigt. Er wurde zum Schluss wie ein Aussätziger behandelt. Das tat mir leid für ihn.

Die Frauen, die unter ihm litten, taten Ihnen nicht leid?

Dass Frauen öffentlich über sexuelle Übergriffe reden, finde ich richtig, und es ist

schlimm, was manche erlebt haben. Aber wenn sie das erst 20, 30 Jahre später auf den Tisch bringen, finde ich das zu spät.

Kann man als Frau im Fernsehen in Würde altern?

An meinem 50. Geburtstag wurde ich von Journalisten gefragt, wann ich als „Tagesschau“-Sprecherin aufhören würde. Das war 1993. Ulrich Wickert, der genauso alt ist wie ich, wurde das nicht gefragt.

Mit 56 Jahren beendeten Sie am Silvesterabend 1999 nach 23 Jahren Ihre Karriere bei der „Tagesschau“. Hatten Sie den Eindruck, gehen zu müssen?

Nein, ich hatte das Datum lange vorher angekündigt. Ich wollte mehr Zeit mit meinem Mann verbringen, der da bereits in Rente war. Ich bin froh, dass ich selbstbestimmt gegangen bin.

Ein halbes Jahr später erkrankte Ihr Mann, der Hamburger Chirurg Peter Matthaes, an Bauchspeicheldrüsenkrebs. Sieben Monate später starb er.

Das war ein absoluter Tiefschlag in meinem Leben. Peter war meine große Liebe. Nach seinem Tod hatte ich Riesenprobleme, zurück ins Leben zu finden. Irgendwann suchte ich Hilfe bei einer Psychotherapeutin. Die konfrontierte mich brutal mit meinem Verlust. „Frau Berghoff“, sagte sie, „Sie sind jetzt eine Witwe.“ Was für ein grauenhaftes Wort!

Half Ihnen das?

Ja, und doch war ich mir sicher: Ich will dieses Leben nicht mehr. Wozu, wofür? Ich sah keinen Sinn mehr. Ich befahl mir aber, nicht im Affekt zu handeln. Ich setzte mir ein Datum, unseren Hochzeitstag im darauffolgenden Jahr, es wäre unser zehnter gewesen. Das war der Tag, an dem ich gehen wollte. Von da an lebte ich auf dieses Datum hin.

Was passierte dann?

Etwa vier Wochen vor dem besagten Tag sollte ich beim WDR eine Sendung moderieren. Ich war ausnahmsweise in einem anderen Hotel untergebracht als in dem, in dem ich sonst übernachtete. Als sie mich beim WDR im falschen Hotel suchten, wurden sie unruhig und riefen meinen Bruder an.

Hatte Ihr Bruder eine böse Ahnung?

Er ging in meine Wohnung, dort war ich aber auch nicht. Mein Bruder war sich sicher, dass ich mir etwas angetan hätte. Er hatte wohl schon so ein Gefühl gehabt. Als man mich wohlbehalten fand, wick mein Bruder nicht mehr von meiner Seite. Auch an besagtem Hochzeitstag nicht. Da war der Wunsch, mir das Leben zu nehmen, allerdings längst verschwunden.

Wie haben Sie aus diesem Tal herausgefunden?

Ich habe in dieser Zeit gelernt, dass die Zeit auf deiner Seite ist. Sie legt nach Wochen, Monaten ein Balsamtuch auf deine Wunde, dann noch eines und noch eines. Und irgendwann lässt der Schmerz nach. Man lernt, mit ihm zu leben.